Sebastian Müller Rita A. Herrmann (Hg.)

Inszenierter Fortschritt

Die Emscherregion und ihre Bauaustellung Fotos/Illustrationen: Elke Adrigam (S. 108) Peter Apel (S. 126, 128) Sebastian Müller (S. 100, 101) Manfred Walz (S. 76, 77, 78, 79, 82, 83, 84)

© Verein zur Förderung kommunalpolitischer Arbeit – Alternative Kommunalpolitik e.V. (AKP) Luisenstr. 40, 33602 Bielefeld. Alle Rechte vorbehalten. Bezug: AKP, Luisenstr. 40, 33602 Bielefeld Druck: AJZ-Druckerei, Bielefeld Umschlaggestaltung: Grafik-Büro, Ulrike Pfeil, Bielefeld unter Verwendung eines Fotos von Sebastian Müller Bielefeld 1999 Preis: 18,- DM ISBN 3 + 9803641 - 3 - 5

Städtebau als Regionaldesign

Zum Verhältnis von baulich-räumlicher Gestaltung und regionalem Strukturwandel bei der IBA Emscher Park

Wer das atemlose Medien- und Festivalgewitter beobachtet, das die Internationale Bauausstellung Emscher Park während des ganzen Jahres ihrer Abschlußpräsentation durchgängig veranstaltet, dem stellen sich spontan zwei Fragen: Ist eine so kostspielige PR-Orgie nötig, wenn das Produkt, was sie vermarktet, so gut ist, wie es nicht nur ihre Propagandisten, sondern auch die beobachtende Expertenwelt behaupten? Was haben die Events dieser Kampagne, z.B. die allein schon 4 Millionen DM teure Fässerwand von Christo im Oberhausener Gasometer, überhaupt mit dem Strukturwandel des Ruhrgebietes zu tun? Die simple Erklärung, dass Werbung heutzutage alles ist und gegen Ende des Präsentationsjahres Kommunalwahlen und bald darauf Landtagswahlen stattlinden, reicht meiner Ansieht nicht aus. Die Ursache - so meine These - liegt vielmehr im Konzept der IBA selbst, genauer gesagt in einem Dilemma, das ihrem Konzept von Anfang an inhärent war. Einerseits verläuft nämlich Strukturwandel - erst recht wenn er ohne Gesamtwachstum stattfindet bzw. stattfinden soll - als sozioökonomischer und soziokultureller Prozeß zu langsam und zugleich zu vernetzt, als dass er umstandslos und zugleich medienwirksam sichtbar gemacht werden kann. Andererseits aber zwang der massiv zunehmende städtische und regionale Standortkonkurrenzkampf, in den die IBA hineingeboren wurde, genau dazu. Das Ergebnis bezeichne ich aus städtebaulicher Perspektive als Regionaldesign, als nicht wirklich stattlindenden, sondem durch den gebauten Raum nur dargestellten Wandel. Gebauter Raum ist dabei umfassend gemeint und schließt auch das ein, was die IBA als Landmarken bezeichnet. Natürlich gilt diese Bezeichnung nicht ausnahmslos für jedes IBA-Objekt. Aber sie gilt für viele mehr, als mir dieses kurze Essay zu besprechen erlaubte.

Hauptmatador und Motor dieser Tendenz war kein geringerer als der IBA-Chef selbst. Ihm war – wegen der in seiner Person realisierten und so seltenen Mischung aus Politmanager, Fachmann und begnadetem Selbstdarsteller – im Gegensatz zu vielen anderen in dieser Region von Anfang an das obige Dilentma bewußt. Und er hatte es im Übrigen schon viele Jahre vor seiner Tätigkeit im Ruhrgebiet auch theoretisch bearbeitet. So ist es für mich nicht verwunderlich, dass er es war, der die Mediatisierung dieser Bauausstellung neuen Typs von Anfang an konsequent betrieben hat, bzw. sie auf Grund seiner sowohl persönlich-charismatischen als auch organistorisch-strukturellen Machtfülle durchsetzen konnte. Mit Erfolg, wie auch KritikerInnen dieser Strategie anerkennen müssen.

Die Siegesprämie für Karl Ganser – er wird erster Chef der als Nachfolge für den Kommunalverband Ruhr gedachten "Agentur Ruhr" – ist hoch und wohl auch so hoch verdient. Der Preis, den die Region selber dafür zu zahlen hat, jedoch ebenso: Der Strukturwandel, den die IBA nach außen erfolgreich darstellt, hat nämlich

keineswegs in dem Maß stattgefunden, den dieses neue Selbst- und Fremdbild vorgaukelt. Insbesondere nicht in der Emscherzone, um die es dabei im Wesentlichen ging. Im Gegenteil, die Lage hat sich hier partiell sogar verschlechtert und auch als Ganzes ist dieser Teil des Ruhrgebietes am Ende der IBA-Zeit in seiner strukturellen Benachteiligung noch weiter hinter die Hellwegzone zurückgefallen als an ihrem Anfang. Nach der großen Party des Jahres 1999 einschließlich des Milleniumsrausches an ihrem Ende, spätestens aber nach den Landtagswahlen im Jahre 2000, wird die PR-Kanonade zu Ende gehen und der durch sie produzierte Bilderschleier sich zu lichten beginnen. Was dann und für die weitere Zukunft zählt, ist die gebaute Wirklichkeit der IBA, d.h. ihre dauerhafte funktionale Nutzbarkeit, ihre sozialräumliche Vernetzbarkeit und ihr wirklicher regionaler Anschub, bzw. Vorbildeharakter. Hier wird, so meine Prognose, noch so manchem Lokal- und Landespolitiker ein sehmerzliches Licht der Erkenntnis aufgehen.

Die Disparität von Innen und Außen oder: Die Materialisierung eines nicht stattfindenden Prozesses durch Architektur

Die IBA-Parole vom Strukturwandel ohne Wachstum stand nämlich schon zu ihrem Beginn mit den architektonisch-baulichen Vorzeigbarkeitsabsichten als Bauaustellung in Konflikt. Als PR-Frage gebündelt hieß das konkret: Wie sehnell kann die IBA (zu) langsamen Strukturwandel baulich demonstrieren? Vor allem im Kembereich der Schaffung zukunftsträchtiger Arbeitsplätze, bei dem im Gegensatz zum Wohnbereich - in dem die IBA übrigens zum Teil Erstaunliches geleistet hat - die Nutzernachfrage weder in Umfang noch in der konkreten Qualität klar waren. Statt offen dieses Dilemma zu diskutieren und erst einmal die Netzwerke aufzubauen, aus denen die Nachfrage sich hätte stufenweise entwickeln und im Einzelfall auch baulich umsetzen können, wurde das durchgeführt, was ich für die beiden typischen ersten Schritte des Regionaldesigns erachte: Es wurden publikumswirksame, sprich im allgemeinen wissenschaftlichen Trend befindliche Arbeitsplatzthemen erfunden und mit einem 'modernen' und zugleich schon etablierten Organisationskonzept namens "Technologie-Annovationszentrum" und seinem städtebaulichen Pendant "Arbeit im Park" verknüpft. Diese wurden dann durch eine konsequente und ebenso publikumswirksame Auswahlstrategie namens Wettbewerb und dem Markenzeichen 'IBA-Standard' architektonisch aufgeladen und inszeniert. Dies geschah ungeachtet der Tatsache, dass man damit in die Standort- und Flächenkonkurrenz zu den Kommunen trat, die sich zu diesem Konzept auch ohne IBA entschlossen hatten und es wie die Hellweg-Gemeinden - auch ohne sie problemlos finanzieren konnten. Dies kann man zwar nicht nur der IBA anlasten. Zusammen mit dem 'Für-jede-Komuneetwas'-Politproporz der IBA sorgte dies jedoch schlußendlich dafür, dass:

- die je Standort gewählten Themen nicht oder nur sehr beschränkt zur lokalregionalen Nahbereichsnachfrage pallten,
- insgesamt und auch für die absehbare Zukunft zu viele Standorte und Flächen bereitgestellt wurden.

Die Folge waren und sind teure und langjährige Leerstände, die zum Teil nur dadurch vermindent oder verhindent werden konnten, dass – nicht zuletzt auch wegen des Vorzeigecharakters der Einrichtungen – zu einer Besetzungsstrategie gegriffen wurde, die man mit Fog und Recht als Zwangsreknitierung bezeichnen kann.

Und zwar von Nutzerlinnen, die entweder gar nicht hineinpaßten oder die durch Preisdumping bzw. – was öffentliche Einrichtungen betrifft – durch mehr oder weniger großen politischen Druck von ebenso guten oder sogar günstigeren Standorten weggelockt bzw. -geholt wurden. Dies wiegt umso mehr, als die so gefüllten Gebäude auf Grund ihrer experimentellen oder einfach nur außergewöhnlichen Architektur, und das gilt nicht nur für den Neubaubereich, nicht nur überdurchschnittlich teuer in der Erstellung, sondern auch in den Instandhaltungs- und Betriebskosten sind.

Zugegeben, ein Extrembeispiel ist hier eines der IBA-Flaggschiffe in diesem Bereich: der Wissenschaftspark Gelsenkirchen. Er erzeugt zwar auf Grund seiner spektakulären Proportionen und seine Transparenz eine enorme visuelle Wirkung im Stadtbild, steht aber trotz seiner verkehrsgünstigen Lage und trotz oben beschriebener Besetzungsmethodik immer noch zu mehr als einem Drittel leer. Seiner für das Regionaldesign so wichtigen architektonisch-medialen Wirkung tut dies jedoch keinen Abbruch. Diese Wirkung hat jedoch ihren Preis, denn in Fachkreisen gilt Art und Ausmaß der Transparenz selbst bei heutiger Klimatechnik zunehmend als fragwürdig. Schafft sie doch erhebliche Folgeprobleme für das Innenklima des Gebäudes durch Überhitzung. Diese werden hier dadurch gelöst, dass das viel gerühmte Solarkraftwerk auf dem Dach des Gebäudes einen großen Teil seines Energieoutputs für das regelmäßige Öffnen bzw. Schließen der riesigen Glasfront verbraucht. Die nach wie vor (zu) teure technische Sonnenenergie wird hier also zur Lösung eines Problems genutzt, dass man bei einer gebäudeökologisch sinnvollen, aber ästhetisch weniger spektakulären Architektur, sprich durch schlichte Transparenzreduktion, gar nicht erst gehabt hätte.

Den Architekturästheten ficht dies natürlich nicht an, ist es doch nicht sein Problem. Weder als praktischer Nutzer noch als theoretischer Wortproduzent. Ihm geht es um die Symbolwirkung des Gebäudes und um die Symbolwirkung der dort gewonnenen Sonnenenergie, egal wofür sie auch immer verwandt wird. Keine Frage, rein gestalterisch gesehen ist die IBA als Ganzes sieher ein Gewinn für das Ruhrgebiet gewesen. In diesem Falle jedoch werden IBA-BeobachterInnen dieser Couleur absichtlich oder unabsichtlich zum Teil des hier kritisierten Konzepts.2 Dass sie zusammen mit den IBA-Machern dadurch auch die regionale, nationale und internationale Öffentlichkeit davon abhalten, die Realität der Sonnenenergienutzung und ihrer Geschichte im Ruhrgebiet wahrzunehmen, nutzt dabei vor allem einem der größten Konzerne dieser Region, den Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerken (RWE). Diese mit der herrschenden regionalen und lokalen Politik aufs engste verflochtene 'endogene' Superkraft hat nämlich bis heute einen so zukunftsträchtigen und regional konformen Wandel mehr oder weniger systematisch ver- bzw. behindert. Statt dessen hat sie mit Förderung der Regional- und Landespolitik Milliarden in dem ihm weitaus weniger angestammten Bereich der Telekommunikation auf den Grund gesetzt. Nicht einmal bei der hochinteressanten und gut gemachten Ausstellung "Sonne, Mond und Sterne" - einer der großen Events des Abschlußjahres trauten sich die IBA-Macher, den Konzern diesbezüglich öffentlich zu rüffeln, obwohl sie allen Grund dazu gehabt hätten. War er doch nicht einmal bereit, die Ausstellung zu sponsern, geschweige denn sich an der dort installierten Photovoltaikanlage zu beteiligen. Die wird nun durch Spenden der RegionsbewohnerInnen und AusstellungsbesucherInnen finanziert, also durch die, die per bis vor kurzem noch

staatlich gesichertem Monopolpreis erst für die riesigen Finanzreserven der RWE gesorgt haben. Ansonsten bemühen sich ausschließlich regionsfremde Investoren – und das auch nur mit enormen Subventionen – darum, dass die hier von der IBA so eindrucksvoll inszenierte Energiewende des Ruhrgebietes überhaupt eine materielle Basis erhält. Zu einem Zeitpunkt übrigens, wo der diesbezügliche Vorsprung anderer Regionen kaum noch aufzuholen ist.

Tarnung als Konzept oder: The building is the message

Der Wissenschaftspark mutiert damit auch als Gebäude in mehrfacher Weise zu etwas, zu dem mir als passend nur der Begriff Tarnarchitektur einfällt. Damit soll nicht die Architektur als solche kritisiert werden, denn die könnte genauso gut ökologisch gelungener sein, wie andere diesbezüglich eher vorzeigbare IBA-Projekte beweisen. Es geht bei dieser Typisierung auch nicht um eine moralische oder politisch-taktische Bewertung und die Behauptung einer absichtlichen Hintergehung der Adressaten. Es geht vielmehr um das nicht nur in diesem Fall grundsätzlich geänderte Verhältnis von Inhalt und Form im gebautem Raum der IBA Emscher Park. Städtebautheoretisch generalisierend gesprochen geht es um die Wirkmächtigkeit der äußeren Hülle, deren auch zunehmend technische Unabhängigkeit von der restlichen Gebäudekonstruktion in einer Weise zu symbolisch-kulturellen Aufladung einlädt, die überhaupt nichts mehr mit der inneren Nutzung zu tun hat, ja sie letztlich gar nicht mehr voraussetzt.

Deutlich wird dies auch an einem weiteren Vorzeigeprojekt der IBA: die Innenministerakademie in Herne-Sodingen. Was sich hinter bzw. unter einer beeindruckenden Hülle hochtechnologischer Provenienz verbirgt, ist von der Nutzung her
betrachtet architektonisch und klimatechnisch eher enttäuschend. Auch hier muß
bislang in den Sommermonaten mit erheblichen Überhitzungsproblemen gekämpft
werden. Die Akademie und das Hotel selbst sind in den Raumhöhen und -breiten
zum Teil so schmalbrüstig geraten, dass sie eher Kasernencharme denn kreativen
Atem ausströmen. Während per Computerprogramm am Hüllenraum ständig hoch
komplexe Öffnungs- bzw. Schließungsprozesse gesteuert werden müssen, lassen
sich ihre Fenster überhaupt nicht bzw. nur per daneben gesetzter Holzklappe öffnen.
Und ob die angenommene Energieersparnis mit der realen übereinstimmt, ist auf
Grund nicht vorhersehbarer, aber um so kostspieligerer technischer Nachrüstungen
und der damit erhöhten Gesamtinvestitionsumme äußerst fragwürdig geworden.
Experten hatten dies in Anbetracht des hier 100%-igen Verglasungsgrades von Anfang an zu Bedenken gegeben.³

Betrachtet man diese Art von IBA-Gebäuden unter dem Aspekt des Regionaldesigns, dann geht es dabei – bildlich gesehen – um eine Art postmoderne Neuauflage des Märchens von des Kaisers neuen Kleidern. Genauer gesagt, dreht es sich
um deren Unwirklichkeit oder besser: um die Wirklichkeitsproduktion in den Köpfen derer, die sie anschauen und bewundern. Für die IBA-Architektur heißt das: Ob
nutzend oder betrachtend, ob sachlich interessiert oder nicht, alle werden zuallererst
als Publikum gesehen und behandelt. Das Gebäude wird, um den Kommunikationsund Werbepapst Marshal McLuhan zu zitieren, zur 'Message'. Dieses Sprachelement hatte Architektur schon immer. Jetzt aber werden alle seine anderen Funktionen zweitrangig und so ihrer Mediatisierung Tür und Tor geöffnet.

Die Materialität des Gebäudes hat dabei zugleich den Vorteil, dass sie individuell verifizierbar ist, im Gegensatz zu den reinen Bildkampagnen, wie sie z.B. der Kommunalverband Ruhr lange Zeit mehr oder weniger erfolglos für einen Imagewandel der Region durchführte. Diese Bilder kann man besuchen, sie begehen, sie anfassen. Wie eine Art realer Cyberspace, denn sie lenken auf Grund ihrer symbolischen Überaufladung zugleich von ihrem wirklichen Inhalt und - im Falle der IBA Emscher Park noch wichtiger - auch von ihrer wirklichen Umgebung ab. Fügt man sie dann noch zu einer Ereigniskette zusammen - d.h. man überbrückt die realen Zwischenräume durch ereignislose Fahrstrecken - ergeben sie ein neues und zugleich durch Anschauung verifiziertes Gesamtbild der Region: Z.B. einer Region im Aufbruch, oder präziser und thematischer einer Region der Sonnenenergie, einer Region der neuen Arbeit usw. Dies ist das unausgesprochene wahrnehmungspsychologische Konzept der IBA-Touren, die zugleich als Vorläufer des neuen Ruhrgebietstourismus funktionieren. Aus der Tamarchitektur der einzelnen Gebäude oder Gebäudeensembles entsteht so einer Art virtueller Städtebau, ein fahrtechnisch und logistisch zusammensetzbares Puzzle, das mit der eigentlichen Stadt, bzw. der konkreten Region Ruhrgebiet nichts mehr zu tun hat. An dieser letzten Stufe des regionalen Designprozesses mutiert der von der IBA propagierte und im Einzelfall auch gelungene innovative Städtebau bzw. -umbau als Ganzes zur reinen und zugleich äußerst erfolgreichen Bildproduktion.

Die Ambivalenz des Leuchtturms

Die IBA selbst bezeichnet diese Vorgehensweise als das Leuchtturmkonzept. In gewisser Weise ist es aus der Not geboren, da die IBA-Flächen aus ihrer regionalen Entstehungs- und Erstehungsgeschichte räumlich sehr dispers verteilt waren. Hinzu kam der schon genannte politische Proporz und das fehlende bzw. später nachgelieferte dezentrale Urbanitätskonzept bzw. Antiurbanitätskonzept der Zwischenstadt, auf das ich später noch näher eingehen werde. Es sorgte endlich auch für die Dekkungsgleichheit des Leuchtturms- und/oder Inselkonzeptes als Innovations- und als Raumstrategie. Dies jedoch nur theoretisch, denn die historischen und strategischen Hintergründe ändern nichts an der Tatsache, dass die Leuchttürme auf den Innovationsinseln der IBA in der Mehrzahl nicht auf ihre nähere Umgebung ausstrahlen. Im Gegenteil: sie bilden relativ isolierte Innenwelten, die in die andere Richtung zugleich zu sozialräumlichen Ausgrenzungen führen. Dafür sorgt in vielen Fällen die Architektur selbst bzw. ihre nicht gelungene oder auch gar nicht beabsichtigte städtebauliche Einbindung.4 Dafür sorgen im Einzelfall zum anderen aber auch - und das nicht nur bei den "Arbeiten-im-Park"-Projekten - die Nutzung und die NutzerInnen.

Für ihre regionale Designfunktion spielt das jedoch keine Rolle. Im Gegenteil. Als Leuchttürme sollen diese Projekt ja herausragen, etwas besonderes darstellen, Blickfang sein. Aber schon beim Begriffsstudium hätte den IBA-Machern auffallen können, dass Leuchttürme auf Weitwirkung konzipiert sind. Je näher man heran kommt, desto mehr irritieren sie den Blick. Es sei denn, man tut es als jemand, der aus der Ferne von ihnen angelockt wird oder sich an ihnen orientiert. Diejenigen, die diese Leuchttürme jedoch jeden Tag vor sich haben, sind mehr oder weniger geblendet, bzw. sind ihre Kenntnisse darüber auf das obligatorische IBA-Eröffnungsfest reduziert. Viele haben bis heute aber – aus welchem Grunde auch immer

- erst gar nicht hin geguckt. Das hat, um im Märchenbild der Kaiserkleider zu bleiben, zusammen genommen und ganz nebenbei den Vorteil, dass die 'naiven Kinder' gar nicht erst zum Publikum gehören. Die nämlich, die sich trotz ihrer Laienhaftigkeit nicht vom fachlichen Bombast der Schneider und dem liebdienerischen Verhalten des Hofstaates beeindrucken lassen und sich ganz aus nächster Nähe betrachtet die schlichte aber entscheidende Fragen stellen: Was bringt uns das hier vor Ort? Oder z.B. konkret auf den Wissenschaftspark bezogen: Wäre es nicht besser gewesen, das Geld für das Gebäude einschließlich Folgekosten den örtlichen bzw. ortsnahen Gründern und Innovatoren in Form von Bürgschaften direkt zur Verfügung zu stellen? Daran mangelt es nämlich in der Region und nicht nur hier weitaus mehr als an Räumlichkeiten. Dann wäre vom Aufbruch der Region zwar weniger zu sehen, dafür hätte er jedoch vermehrt und wirklich stattfinden können.

Die Rolle der Kunst beim Regionaldesign oder: Was hat Christo mit dem regionalen Strukturwandel zu tun?

Ihre Kunstobjekte, oder besser: ihre Landmarken sind gegen solche Fragen immun und damit ein weiterer wichtiger Bestandteil des Regionaldesigns. In ihrer dreidimensionalen materiellen Natur sind sie ähnlich wirksam mediatisierbar wie oben genannte Artefakte, entziehen sich zugleich aber dem architektonischen Schisma der Nutzungstauglichkeit. Dieses Kriterium entfällt z.B. bei der Stahlsteele eines Richard Sierra oder unterliegt nur der Maßgabe des Künstlers wie beim Tetraeder, den Wolfgang Christ zusammen LIT Fischer entworfen hat. Hier und bei den anderen IBA-Maßnahmen dieser Art braucht es keine Extraschritte, um die gewünschte Wirkung beim Publikum zu erzielen. Es ist hier von vorneherein seinen Phantasien ausgeliefert und es akzeptiert dies, wenn es es sich nicht sogar wünscht. Der Ort, auf dem die beiden hier genannten Kunstwerke stehen, ist jeweils eine gewaltige Waschbergehalde. Obwohl hier bei beiden Landmarken im Gegensatz zu den 'Landschaftsbauwerken' des Bergbaus das Urmaterial zum Teil sichtbar und damit erinnerbar bleibt, verschwindet es zugleich wieder. Das Künstliche dieses 'natürlichen' Unterbaus wird nämlich noch einmal durch die Kunst verdoppelt und hebt sich so gegenseitig auf. Sie erstickt dadurch auch und gerade die Erkenntnis, dass es sich bei den Bergehalden um eine regionale und zugleich regionaltypische Katastrophe unvergleichlichen ökologischen, ökonomischen und räumlichen Ausmaßes handelt. Ja, sie glorifiziert sie sogar, weil der Blick auf bzw. die Sicht von diesen beiden Landmarken wirklich atemberaubend ist. Diese umstandslosere Art des Regionaldesigns wirkt obendrein auf das Fernpublikum der Architekturtouristen wie auf das Nahpublikum der regionalen Anwohner gleichermaßen anziehend. Nehmen wir als Beispiel den ehemaligen Bergmann, der, wie im Falle der Zeche Zollverein, nun mit einer Designerakademie und einem teuren Yuppierestaurant als Neu- und Umnutzer konfrontiert ist. Er wird - erst recht wenn seine Kinder nicht zum erfolgreichen akademischen Nachwuchs dieser Region gehören und/oder er selbst auch kein bildungsbürgerliches Verhältnis zum ästhetisch beeindruckenden Gehäuse seiner eigenen Vernutzung entwickeln kann - darauf mit Befremden und sozialräumlicher Distanz reagieren. Eine 18 Meter hohe in die Erde gerammte Eisenbramme oder eine begehbare Stahlkonstruktion auf der Spitze einer Halde gibt ihm jedoch selbst wenn er auch das nicht künstlerisch verstehen will oder kann - erst gar nicht

vor, dass sie ihm oder seinen Angehörigen und Freunden von Nutzen sein könnte. Sie zieht ihn nichtsdestotrotz - oder vielleicht gerade deswegen - an.

Beide hier beispielhaft vertieften Phänomene sprechen weder gegen die Umnutzung der Zeche Zollverein noch für die ebenfalls sehr kostenintensive Errichtung dieser beiden Landmarken. Es zeigt nur, wie beides den Blick auf die Realität ihrer Umgebung und die Realität des dort nicht vorhandenen Strukturwandels zu trüben in der Lage ist. Sie ermöglichen damit auch, die zweite Frage des Prologs präzise zu beantworten: Die Christo-Aktion im Gasometer Oberhausen hat inhaltlich nichts mit dem Strukturwandel, zugleich aber alles mit der IBA als Bildproduzentin und Regionaldesignerin zu tun.

Das CentrO Oberhausen als heimlicher Verbündeter der IBA

Man muß Christo zugute halten, dass er von sich aus diese Installation im Ruhrgebiet und in diesem Ausstellungsraum gar nicht durchzuführen gedachte. Nicht er hat sich um diesen Ort bemüht, sondern die IBA hat ihn mit einer Summe gelockt, der auch er und seine Frau nicht widerstehen konnten. Über ihre künstlerische Intention und die Wirkung der Fässerwand in dieser dafür eigentlich gar nicht vorgesehenen Umgebung ist trefflich zu streiten, nicht jedoch über die mediale Wirksamkeit des Namens Christo. Wobei die IBA für eine kurze Zeit von ihrem eigenen Konzept erschlagen wurde, denn die Presse war von der Bildproduktion des sich selbst zum weltweiten Markenartikel stilisierenden Ehepaars so fasziniert, dass es den eigentlichen Grund für diesen Event zu nennen vergaß: Die Internationale Bauausstellung Emscher Park.

Das Zeichen erschlug, um in der Sprache der Kommunikationswissenschaften zu bleiben, das zu Bezeichnende, das wiederum selber als Zeichen fungieren sollte. Alltagssprachlich formuliert: Für ein paar Tage redeten alle Leute in und außerhalb der Region weder über die das Ruhrgebiet noch über den dort angeblich gelungenen Strukturwandel, noch über die IBA, sondern ausschließlich über Christo und seine Fässerwand. Auch die BesucherInnen standen und stehen in Aktionskonkurrenz zu den anderen Events, vor allem zu denen, die direkter mit den Themen der IBA verknüpft sind. Freuen tat dieses offensichtlich von den Machern nicht so genau durchdachte Ergebnis auf jeden Fall die Manager der Mega-Shoppingmall CentrO Oberhausen. Der Gasometer ist nämlich schlicht wegen seiner Größe und seiner unmittelbaren Nachbarschaft schon lange die entscheidende visuelle Orientierungshilfe und damit zugleich das eigentliche bauliche Wahrzeichen dieses bestens florierenden zwei Milliarden schweren städtebaulichen Kunstproduktes. Und er schlägt es auch ästhetisch um Längen.

Trotzdem ist nicht nur der Gasometer, sondern auch das CentrO fester Bestandteil des IBA-Tourismus geworden. Sie konnte den dort perfekt bedienten und zumeist individualmotorisierten Massengeschmack, trotz aller Vorbehalte, schon unter Vermarktungsgesichtspunkten nicht außen vor lassen. Das obwohl, – von der Vielfalt des Angebots gesehen – die mit mehreren hundert Millionen DM revitalisierte und verschönerte Innenstadt von Essen mehr zu bieten hat. Aber vielleicht spürten die IBA-Macher auch unterschwellig, dass das CentrO besser in ihr Konzept paßt. Ist es doch in seiner Wirkung prinzipiell auf das Gleiche aus wie sie; auf Bildproduktion und Ablenkung von der sie umgebenden Wirklichkeit. Und das tut dieses

mit europäischen Versatzstücken versehene 'Klein-Amerika' allemal besser als das gewachsene Zentrum von Essen. Dort dürfen sich nämlich unter anderem auch (noch) die aufhalten, die es im CentrO nicht dürfen und die landläufig als Verlierer des Strukturwandels gelten.

Der Fachdiskurs als Bühne oder vom regionalen Sinn eines Paradigmenwechsels

Mit dem Fachpublikum - das im übrigen durchgängig das CentrO haßt und den Wissenschaftspark liebt - kann und konnte man natürlich so einfach nicht verfahren. Prinzipiell galten aber auch hier von Anfang an und zunehmend die gleichen Vermarktungsregeln. Der Diskurs der IBA wurde zu einer Bühne, die ähnlich wie ihre Gebäude selbst funktionieren: eine Stätte der Messageproduktion. Es ging nicht um die realen Folgen bzw. um die Umsetzbarkeit des Diskurses in die Praxis, zumindest nicht vorrangig. Es ging zuvorderst um die Wirkung im Fachpublikum und darüber hinaus und mehr noch um die mediale Rezeption als 'wichtig' und 'neu'. Dies schafft man in der Regel durch medial wirksame Diskursteilnehmer und durch neue Begriffe, bzw. durch eingängige und zugleich Aufmerksamkeit erregende Paradigmawechsel. Einer davon hieß, was die hier behandelte städtebauliche Seite der IBA betrifft und ihre Methodik angeht, "perspektivischer Inkrementalismus". Der andere betraf ergänzend dazu und erst während des Umsetzungsprozesses zur Veröffentlichungsreife entwickelt, ihren Gegenstand und hieß "Zwischenstadt". Beide, schon von der Semantik her von interessantem, wenn nicht irritierendem Klang, erfüllten - wenn auch nicht unbedingt beabsichtigt - genau deswegen auch die Mediatisierungsaufgabe.

Im Diskursergebnis für die Region jedoch funktionierten sie – auch das von ihren Autoren sicher nicht beabsichtigt – eher als Ablenkungsmanöver, bzw. als schlichte und zugleich beschönigende Umdefinition der nicht wesentlich veränderten Wirklichkeit. Der methodische in jeder Weise diskussionswürdige Begriff des Perspektivischen Inkrementalismus erlaubte nämlich im Ernstfall genau geprüfter Praxis und deren sowieso schon nur in seltenen Fällen stattfindenen öffentlicher Diskussion den IBA-Machern, sich je nach Gusto entweder auf das Inkrementale oder auf das Perspektivische herauszureden. Was praktisch und im Einzelfall nicht so gelang, war dann auf einmal perspektivisch als experimentelle Schneise wichtig; was perspektivisch sich als nicht relevant herausstellte, war eben nicht an strategischen Fehlentscheidungen, sondern an den unausweichlichen Imperativen des Inkrementalen gescheitert.

Dieses doppelbödige Entscheidungsprinzip lag schon der Auswahl der Leitprojekte zu Grunde. Was zu viele Konflikte mit der herrschenden Betonfraktion hervorrufen konnte, wie der stadtökologisch so wichtige Umbau des Verkehrssystems,
wurde bekanntlich erst gar nicht ins Programm aufgenommen. Als dieses Thema
sich in der zweiten Hälfte doch noch durchsetzte, unterlag es nichtsdestotrotz dessen
Regeln. Der Neubau und die Restaurierung einiger Bahnhöfe der Köln-Mindener
Eisenbahnlinie waren auch aus Nutzersicht dringend erforderlich und ist zum Teil
geradezu vorbildlich gelungen. Die den Bedürfnissen keineswegs angepaßte und
zum Teil auch vorschnelle Einrichtung von Fahrradstationen schon weniger. Vor
allem jedoch lenkt auch hier beides vom nicht veränderten Inhalt dieser Gebäude

ab: Der öffentliche Schienennahverkehr der Region ist gerade in der Emscherzone immer noch ein Stiefkind der Lokal- und Regionalpolitik. Von der elend langsamen und zugleich unbedeutenden Verbessening im Fahrradverkehr ganz zu schweigen. Dabei wäre es jenseits von allem perspektivischen Inkrementalismus planungslogisch und -empirisch so einfach gewesen: Wer den Radverkehr auf dem Weg zum Bahnhof nicht fördert, braucht sich nicht zu wundem, dass dort auch keineR mit dem Fahrrad ankommt. Zumindest keineR mehr als vor der Einrichtung einer Radstation.

Der Begriff der Zwischenstadt, den einer der IBA-Direktoren offensichtlich auch beeinflußt durch seine konkreten Erfahrungen in der Region - entwickelt und in die nationale und internationale Diskussion geworfen hat,6 ist ebenso doppeldeutig in die Praxis des Ruhrgebietes eingegangen. Definiert er doch das, was bis dato als städtebauliches Negativum dieser Region gegolten hat, wie z.B. Dispersion, Deurbanisierung und Desintegration, als Flexibilitätsrecourcen moderner und realistischer Stadtzukunft. So wird - jenseits der theoretischen und praktischen Bedeutung der Kritik am Mythos der kompakten Stadt - das städtebauliche 'anything goes' dieser Region fortgeschrieben und die Kritik daran in der sowieso schon schwächlichen öffentlichen Diskussion als rückwärtsgewandt und vor allem als auch theoretisch unrealistisch markierbar. Für praktisch nicht durchsetzbar haben es die hiesigen Herren der Städtebauzunft immer schon gehalten. Rückwärtsgewandtheit kann in Zeiten des unbedingten Strukturwandels und dem damit verbunden neuen Machtund Subventionskartell des Public-Private-Partnerships nun nicht mal mehr den Nachdenklichkeitsgehalt der Wertkonservativität beanspruchen. Sie ist nur noch schlichtes und zugleich unverzeihliches Investitionshindernis, sofern sie nicht - wie beim Erhalt der 'Industriekultur' - zugleich als Imageproduzentin funktioniert, die selbst einen neuen investiven Markt eröffnet, wie den Industriekulturtourismus.

Der Salto Rückwärts als politisches und methodisches Ergebnis einer Bauausstellung neuen Typs

So brüstet sich die IBA aus verständlichen Gründen denn auch bei jeder Gelegenheit mit der Höhe ihrer direkt und indirekt mobilisierten Investitionssumme. Das jedoch - ganz in ihrer Grundmethodik verhaftet, von der sie umgebenden Wirklichkeit abzulenken - ohne Vergleichsgrößen anzugeben. Die gesamte IBA gab für die Mobilisierung der zigfach größeren Emscherzone nur das doppelte von der Summe aus, die die NRW-Landeshauptstadt in die Tieferlegung ihrer Uferstraße gelegt hat, um die auch im Ruhrgebiet jetzt so betonte "Waterfront" aufzuwerten. Die neue und bei den Düsseldorfern äußerst beliebte Uferpromenade hat nämlich alleine mehr als eine Milliarde DM gekostet und das Problem der stadtzerstörenden Überautomobilisierung im wahrsten Sinne des Wortes unter den Betonteppieh gekehrt. Rechnen wir die Summen zu, die die Hellwegzonen-Städte während der Zeit der IBA einzig und allein in ihre Innenstädte gesteckt haben, nicht zuletzt um auch hier die automobile Erreichbarkeit weiter zu fördern, ist die IBA-Investitionssumme schon weit überschritten. Von den Kosten für ihre Ausfassung vom "Arbeiten im Park", die diese Städte während dieser Zeit in ihre attraktive und auch der neuen Emscherlandschaft an ökologischer und ästhetischer Qualität uneinholbar überlegenen Südlagen verbaut haben, ganz zu schweigen. Dass damit nicht nur zu viele, sondern auch

noch auf ökologisch wertvollen Flächen bequem, schnell und nur mit dem Auto erreichbare Arbeitsstandorte geschaffen wurden, kann unter dem Theoriegebäude der Zwischenstadt sogar als Fortschritt abgehandelt werden. Die damit gleichzeitig verschärfte Konkurrenz zwischen den Ruhrgebietsstädten entspricht planungsmethodisch auch keineswegs der Planungskultur der IBA. Im paradigmendeutsch der IBA könnte man aber auch sagen: Die Konkurrenz hat zwar keine Perspektive, ist aber unter inkrementalistischen Gesichtspunkten realistisch und daher theoretisch gar nicht kritisierbar.

So ist es auch nicht verwunderlich, dass auch die neue Planungskultur der IBA mehrheitlich hinter verschlossenen Türen stattgefunden hat und ähnlich wie ihre baulichen Leuchttürme in der Regel keine Auswirkung auf ihr soziopolitisches Lokal- und Regionalumfeld gezeitigt hat. Im Gegenteil, das einzig planungsstrategisch und -methodisch verbindende Glied der Region, das allein schon von seiner Funktion her der Pflege- und Wachstumshort der neuen Planungskultur sein oder hätte werden können, wird nach Jahrzehnten langer systematischer Schwächung und unter Beifall des IBA-Chefs gänzlich aufgelöst: der Kommunalverband Ruhrgebiet. Karl Ganser stellt sich sogar gegen den aus der Region allseits geforderten Regierungsbezirk Ruhr, der der einzige der ursprünglichen Idee des Kommunalverbandes entsprechende und zugleich durchsetzungsfähige Nachfolger wäre und auf Grund der gespaltenen landespolitischen Machtverhältnis auch werden könnte.

Einen ähnlichen Salto rückwärts schlägt die IBA nur noch auf medialem Gebiet. Denn von dem planungsmethodisch immer so gepriesenen Prozeßcharakter ihres Werkes bleiben im zentralen Ausstellungsraum nicht mehr und nicht weniger als das am meisten statische übrig, was die mittlerweile hochprozessuale Darstellungstechnologie zu bieten hat: Die Fotografie. Genauer gesagt die der Raumgröße entsprechend angepasste – ja hier sogar etwas mickerig erscheinende – klassischkünstlerische Architekturfotografie. Sie hat natürlich ihren ästhetischen Eigenwert und auch ihren speziellen betrachterischen Sinn. In diesem Falle jedoch – und so schließt sich auch der Kreis meiner IBA-Kritik – gilt: verfälschender, beschönigender, ablenkender und zugleich technologisch überholter kann kaum eine Art der Darstellung sein. Erst recht nicht, wenn man sie unter städtebaulichen Perspektiven betrachtet. Und doch paßt sie – wenn man meiner Argumentationsweise bislang zu folgen bereit war – in Ruhrdeutsch gesprochen: Wie Arsch auf Eimer.

Literatur

Rötzer, Florian: Virtuelle und reale Welten, in Rötzer, Florian; Weihel, Peter (Hrsg.) (1993): Cyherspace - Zum medialen Gesamtkunstwerk, Himberg

Haase, Jürgen (1997): Mediale Räume, Oldenburg

Baudrillard, Jean (1978): Agonie des Realen, Berlin

Smoltczyk, Alexander: Oberhausen liegt am Meer, in: Kursbuch März 1998 "Neue Landschaften"

Sieverts, Thomas (1997): Die Zwischenstadt, Braunschweig

Stratmann, Eckard: Kohlenpott - Fortsetzung einer gigantischen Zerstörung, in Hatzfeld Herman u.a. (Hrsg.) (1982): Kohle - Konzepte einer umweltfreundlichen Nutzung, Frankfurt

Kilper, Heiderose (1999): Die IBA Emscherpark. Eine Studie zur Steuerungsproblematik komplexer Emeuerungsprozesse in einer alten Industrieregion, Opladen